

„MIR SAN MIR“: IDENTITÄTSPOLITIK ZWISCHEN KOSMOPOLITISCHER EUPHORIE UND FREMDENFEINDLICHER AUSGRENZUNG

Heiner Keupp

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe „Die Welt auf der Erbse. Über das Unbehagen in der Gegenwart und die Suche nach dem Wesentlichen“ im Kulturzentrum bei den Minoriten in Graz am 22. Juni 2010

Summary

Wir leben in einer heißen Phase gesellschaftlicher Entwicklung, in der Vertrautes, scheinbar Gesichertes, Stabiles in Bewegung gerät. Flexibilität und Mobilität stehen überall auf der Tagesordnung. Da darf es nicht verwundern, dass auch Identitäten in Bewegung geraten. Bisher taugliche Schnittmuster oder Erzählvorlagen für die personale und kollektive Identitätsbildung verlieren ihre Passform. Wie viel Identitätsbewegung aber verträgt der Mensch? Braucht er nicht feste Bezugspunkte? Müssen nicht auch vertraute Heimatbezüge gegen die Folgen der Globalisierung verteidigt werden? Aber bedeutet das Mauern aufzurichten, die sich gegen Menschen richtet, die aus anderen Kulturen zu uns kommen? Auf diese Fragen versucht der Vortrag Antworten zu geben und eine Perspektive gelingender Identitätsfindung unter spätmodernen Bedingungen aufzuzeigen.

„Wenn ich mich sicher fühlen kann, werde ich eine komplexere Identität erwerben (...) Ich werde mich selbst mit mehr als einer Gruppe identifizieren; ich werde Amerikaner, Jude, Ostküstenbewohner, Intellektueller und Professor sein. Man stelle sich eine ähnliche Vervielfältigung der Identitäten überall auf der Welt vor, und die Erde beginnt, wie ein weniger gefährlicher Ort auszusehen. Wenn sich die Identitäten vervielfältigen, teilen sich die Leidenschaften.“

Michael Walzer: Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie. Berlin 1992, S. 136.

„Und wenn sich Stadtviertel, Städte oder Nationen zu defensiven Zufluchtsorten gegen eine feindliche Welt entwickeln, dann kann es auch dazu kommen, dass sie sich Symbole des Selbstwert- und Zugehörigkeitsgefühls nur noch mittels Praktiken der Ausgrenzung und Intoleranz zu verschaffen vermögen.“

Richard Sennett: Etwas ist faul in der Stadt. In: DIE ZEIT vom 26. Januar 1996

Im Spannungsfeld dieser beiden Aussagen ist der Diskurs über Identitäten in der Gegenwart angesiedelt. Worum geht es bei diesem Diskurs? Es geht bei ihm um den Versuch, auf die klassische Frage der Identitätsforschung eine zeitgerechte Antwort geben: Wer bin ich oder wer sind wir in einer sozialen Welt, deren Grundriss sich unter Bedingungen der Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung verändert? Wie gelingt es, die unterschiedlichen Differenzerfahrungen für sich zu integrieren?

„Leben mit Differenz“ klingt nach einer einfachen Aussage, bringt aber eine Reihe von hoch voraussetzungsvollen Diskursen zum Schwingen, die in den Köpfen sehr unterschiedliche Assoziationen entstehen lassen. Die Aussage kann die schlichte Feststellung sein, dass zwischen Frauen und Männern, zwischen Menschen, die aus unterschiedlichen Kulturkreisen kommen, zwischen mir und den Anderen Unterschiede bestehen, die beachtet und anerkannt werden müssen. „Leben mit Differenz“ kann die Behauptung von „Parallelgesellschaften“ sein, die nicht in einem gutmenschlichen „Multikultidiskurs“ verwischt werden dürften und hier bekommt die Aussage den Charakter einer radikalen und unüberbrückbaren Kluft, die Identitätsarbeit als Kampf der Sicherung von claims und Grenzen versteht, die nicht mehr zur Disposition stehen dürfen. Diese Art von Differenzdiskurs bildet die Vorstufe von Identitätskriegen und nicht selten auch realer Kriege. Für mich heißt „Leben mit Differenz“ sich von Identitätsvorstellungen zu verabschieden, die so etwas wie reine Identitäten, ob individuell oder kollektiv verstanden, unterstellen, die aus der Wahrnehmung von Differenzen eine Aussage über die Notwendigkeit dieser Differenzen macht. Es geht um die Überwindung von „Identitätszwängen“ und die Anerkennung der Möglichkeit, sich in normativ nicht vordefinierten Identitätsräumen eine eigene ergebnisoffene und bewegliche authentische Identitätskonstruktion zu schaffen. Differenzen werden dabei nicht verwischt, aber auch nicht als Waffen missbraucht.

Wie bei vielen anderen Themen so ist auch mit dem Thema Identität. Es hat einen gattungsgeschichtlichen Ursprung, aber es wird erst dadurch zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Reflexion, weil es seinen Status als selbstverständlich gegebene Folie menschlicher Selbstkonstruktionen verloren hat. Damit erfährt es eine krisen-trächtige Fokussierung und zieht die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich und – im Gefolge davon – auch der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung. Zygmunt Bauman stellt fest: „Identität kann nur als *Problem* existieren, sie war von Geburt an ein ‚Problem‘, wurde als Problem *geboren*. (...) Man denkt an Identität, wenn man nicht sicher ist, wohin man gehört. (...) ‚Identität‘ ist ein Name für den gesuchten *Fluchtweg aus dieser Unsicherheit*“ (1997, S. 134). Aber dieser Weg führt nicht zu ei-

nem sicheren Hafen oder einer „festen Burg“, darauf zielen regressive Wünsche und fundamentalistische Angebote. Der in Israel lebende arabische Sozialwissenschaftler Sami Ma'ari hat aufgezeigt, dass Identität in erster Linie eine Konfliktarena darstellt: „Identitäten sind hochkomplexe, spannungsgeladene, widersprüchliche symbolische Gebilde – und nur der, der behauptet, er habe eine einfache, eindeutige, klare Identität – der hat ein Identitätsproblem“ (zit. Nach Baier 1985, S. 19).

GLOBALISIERUNGSERFAHRUNGEN: CHANCEN UND RISIKEN

Vor einiger Zeit habe ich eine wichtige Erfahrung machen können, die die Ambivalenz, die mein Titel anspricht, zum Ausdruck bringt. Das Sommersemester ist erfolgreich beendet und ehe der traditionsreiche Frankenurlaub beginnt, fahre ich in das polnische Dorf Krzyzowa, in der Nähe von Breslau, das in Deutschland Kreisau heißt und durch das Moltke-Schloß und noch bekannter durch den Kreisauer Kreis wurde, der den aktivsten Kern des deutschen Widerstandes gegen das Naziregime darstellte. Das Schloss Krzyzowa ist zu einer Internationalen Begegnungsstätte ausgebaut worden. Dort war ich als Referent vom Theodor-Heuss-Kolleg eingeladen worden. Es trafen sich 25 StudentInnen aus 12 osteuropäischen Staaten zu einer 2-wöchigen Tagung mit dem Thema „Das Fremde in mir, das Eigene im Fremden“. Einen Teil dieser Tagung habe ich miterlebt. Sie war geprägt von einer ungeheuren Neugier, herauszufinden, was jeweils das „Eigene“ und das „Fremde“ sein könnte. In einem Brief habe ich aus Kreisau meine unmittelbaren Eindrücke so aufgeschrieben: „Es hat unheimlich Spaß gemacht, weil diese 20 – 25jährigen Frauen und Männer voller Diskussionsfreude waren. Es war einfach spannend aus ihrer Perspektive die dramatischen Änderungen in ihren Heimatländern erzählt und reflektiert zu bekommen. Beeindruckt hat mich auch der ungeheuere Optimismus dieser jungen Leute, die aus Ländern kommen, in denen die Lebensverhältnisse, verglichen mit Deutschland, teilweise dramatisch sind. Man sieht die Chance, selber zu gestalten und kann nicht auf den reichen Onkel aus Amerika oder aus Westdeutschland hoffen. Nichts von dieser Jammerkultur, die mich bei uns inzwischen wirklich ankotzt. Ich habe ja nun schon ein paar Jahre Lehrerfahrungen in Deutschland, Österreich und Italien, also mit westlichen StudentInnen, aber so viel Neu- und Wissbegier wie ich sie in Kreisau erlebt habe, ist mir neu gewesen.“ Offensichtlich ist mir hier eine Generation junger AkademikerInnen begegnet, die die Überwindung von Grenzen als ihre große Chance ansehen und dabei sind, eine kosmopolitische Orientierung zu entwickeln.

Das war die erste Erfahrung, die die „kosmopolitische Euphorie“ transportiert hat. Die zweite ist auch noch an meinen Polenbesuch gekoppelt. Ich habe in den Gesprä-

chen mit Polen mitbekommen, wie sehr sie die Debatte um ein Denkmal der Vertreibung in Berlin beunruhigt und alte Ängste wieder belebt. Dieses Denkmal löst sich aus dem historischen Kontext, in dem sich faschistische Aggression, ein mörderisches deutsches Besatzungsregime und die Leiden der deutschen Flüchtlinge nach der Niederwerfung von Nazideutschland durchdringen. Die Herauslösung der Vertreibungsleiden aus dem historischen Gesamtzusammenhang wird von vielen Polen als Geschichtsrevision nationalistischer Provenience gesehen, das besorgte Fragen und tiefsitzende Ängste auslöst. Als ein Ausdruck kosmopolitischen Bewusstseins kann dieses geplante Denkmal jedenfalls nicht begriffen werden. Dann müsste man an einem gesamteuropäischen Ort des Erinnerns der vielen Opfer in Europa gedenken, die im Gefolge von Kriegen, ethnischen Säuberungen und Genoziden entstanden sind.

Am Ende dieser polnischen Woche begann dann die fränkische Sommerfrische mit dem Besuch in meiner Heimatregion. In Selb im Fichtelgebirge, das das Zentrum der deutschen Porzellanindustrie ist (war?), findet Anfang August ein riesiger Porzellanflohmarkt statt. Aus diesem Anlass treibt es viele in diese kleine Stadt und sie wird für einen Tag ein einziger großer Basar für altes Porzellan. Seit einiger Zeit spürt man, von Jahr zu Jahr mehr, dass dieses fröhliche Treiben auf einer hochgradig gefährdeten Basis stattfindet, die in einzelnen symptomatischen Episoden auch an die Oberfläche gespült wird: So treffe ich Menschen, die eine wunderbares Rosenthal-Service aus den 60er Jahren anbieten (unser Hochzeitsservice!) und auf Nachfrage kommt heraus, dass das ihr eigenes Hochzeitsservice war, das sie jetzt verkaufen, um ihre Kasse aufzubessern, die seit der Schließung eines Werkes in Selb und dem Verlust ihres Arbeitsplatzes ziemlich schmal geworden ist. In Selb und in der gesamten Porzellanregion sind in den vergangenen Jahren eine Reihe traditionsreicher Werke geschlossen worden oder sie sind von Firmen aus England oder Frankreich aufgekauft worden. An ihre Stelle sind keine Ersatzarbeitsplätze gekommen und für einen Großteil der jungen Leute ist ihre Heimatregion kein Ort mehr, an dem sie sich beruflich und damit auch familiär verorten können. Die Gründe für diese Krise, die man als depressive Grundstimmung überall spürt, liegen in der Überwindung der europäischen Grenzpfähle bzw. des Stacheldrahts. Selb liegt wenige Kilometer von der Grenze zu Tschechien entfernt. Früher war diese Grenze schier unüberwindlich. Die Grenzregion hat ihren Standortnachteil durch Programme der Grenzlandförderung kompensieren können, die nach 1989 zurückgefahren wurden. Anfangs hat die große Konsumgüternachfrage aus der ehemaligen DDR und aus Tschechien eher günstige ökonomische Perspektiven für die Region versprochen. Doch diese Erwartung war schnell verflogen. Am Anfang waren es Grenzpendler, die den ohnehin prekären Arbeitsmarkt mit billiger „Schwarzarbeit“ noch schwieriger gemacht ha-

ben. Dann sind es die Billigimporte von Porzellan aus Tschechien und anderen osteuropäischen Ländern gewesen, die den oberfränkischen Standort sehr bedroht und letztlich auch abgehängt haben. Inzwischen ist durch die EU-Erweiterung die Sorge um die eigenen Arbeitsplätze noch weiter gestiegen. „Angst vor den Schweijks“ war ein Artikel der SZ vom 29. Dezember 2003 überschrieben. Die örtliche Gewerkschaft rechnet mit einem Lohndumping im ostbayerischen Raum und sie fordert ein „Tarif-treuegesetz“, um die schlimmsten Folgen abzupuffern. Ein tschechischer Unternehmer sieht die Entwicklung sehr optimistisch und setzt auf die Regulationskraft des Marktes. Sie wird möglicherweise dafür sorgen, dass Facharbeiter aus der nordbayerischen Region in der blühenden Porzellanindustrie Böhmens beschäftigt werden können. Eine etwas ungewohnte Vorstellung, dass deutsche Gastarbeiter in Ländern Osteuropas Arbeit finden können. Ab 2007 jedenfalls fallen alle Beschränkungen der Arbeitswanderung von Ost nach West und umgekehrt weg. Die dadurch entstehenden Gefühle sind auf jeden Fall ambivalent und für die Menschen in meiner Heimatregion eher von Sorgen und Ängsten geprägt. Von kosmopolitisch im euphorischen Sinne kann hier keine Rede sein. Es ist eher Zukunftsangst und vor allem die Angst, seine Heimat zu verlieren.

Und noch eine letzte Impression aus dieser ersten Augustwoche 2003. Von Selb ist man mit dem Auto in einer halben Stunde in Cheb oder Eger, der Stadt Wallensteins. Eine wunderbare kleine Stadt. Aber auf dem Weg dorthin wie auf den ganzen grenznahen Straßen begegnet einem die florierende Straßenprostitution und aus mehreren Recherchen weiß man, dass Eger ein Zentrum der Kinderprostitution geworden ist. Jeder Babywäsche, die man an einem Fenster in Eger hängen sieht, folgt die Phantasie, dass hier westdeutsche Männer sich an Babys und kleinen Kindern vergehen. Man beginnt sich die Insassen der anderen westdeutschen Autos, die über Grenze fahren, genau anzuschauen. Männer im mittleren Alter, die alleine unterwegs sind, geraten sofort in die „Situation des Verdachts“ Kinderschänder zu sein. Auch angesichts solcher Bilder kann keine positive Stimmung aufkommen, wenn man die kosmopolitische Perspektive Europas im Blick hat.

Was sollen diese Erfahrungssplitter zu unserem Thema beitragen? Sie sollen aufzeigen, dass der Weg zu einem kosmopolitischen Europa kein einfacher ist und längst nicht von allen BürgerInnen positiv besetzt werden kann. Er eröffnet für viele Menschen ganz neue Möglichkeiten selbstbestimmter Positionierung jenseits von erstarrten Normalitätsmustern, aber er löst auch Sorgen und Ängste aus, die ernst genommen werden müssen.

KOSMOPOLITISCHE PERSPEKTIVE: EIN WEG MIT HINDERNISSEN

Die größten und fruchtbarsten Kontroversen der europäischen Aufklärung sind mit der kosmopolitischen Perspektive verbunden – und in Vergessenheit geraten. Die einen wendeten, wie Heinrich Laube in der Mitte des 19. Jahrhunderts, den therapeutischen Wert des Vaterlandes gegen die angebliche Überforderung durch den Kosmopolitismus: „Der Patriotismus ist einseitig, klein, aber er ist praktisch, nützlich, beglückend, beruhigend; der Kosmopolitismus ist herrlich, groß, aber für einen Menschen fast zu groß, der Gedanke ist schön, aber das Resultat für dieses Leben ist innere Zerrissenheit...“ (Heinrich Laube 1938: 88). Am Ende reduziert sich der Kosmopolitismus auf eine schöne Idee: „Über der Menschheit vergisst man jetzt gewöhnlich die Menschen und in dieser Zeit der Brände, Kanonen und glühenden Reden ist es doch Erbärmlichkeit. Die Idee ist eine ganz schöne Sache, für fast Alle zu groß und sie bleibt immer nur Idee. Vermengt sie sich nicht mit dem Individuum, mit der Gestalt, so ist sie so gut wie nicht da gewesen“ (Ebd., S. 131). Dagegen prophezeite zur gleichen Zeit Heinrich Heine, der sich selbst als eine Verkörperung des Kosmopolitismus sah, „daß dieses am Ende die allgemeine Gesinnung wird in Europa, und... mehr Zukunft habe, als unsere deutschen Volkstümler, diese sterblichen Menschen, die nur der Vergangenheit angehören“ (Heine 1997: 710). Er kritisierte den Patriotismus des Deutschen, der darin bestehe, „daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische hasst, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur noch ein enger Deutscher sein will“. Er geißelt „die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschen-Verbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben“ (Heine 1997: 379; die Zitate sind Thielking 2000 entnommen).

In meinem Titel habe ich zwei erklärungsbedürftige Begriffe. Was wollen wir unter Kosmopolitismus verstehen und was unter Identitätspolitik. Im Zuge der zunehmenden Globalisierung entsteht immer mehr die „eine Welt“, in der ökonomische, ökologische, politische und kulturelle Probleme grenzüberschreitenden Charakter annehmen. Weder die sich weltweit ausdehnenden Wirtschaftsprozesse, noch die globale Klimakatastrophe, auch nicht die Terrornetzwerke halten sich an nationale Grenzbeziehungen. Die globalisierte Welt ist kosmopolitisch – ob wir wollen oder nicht. Das

ist eher ein Sachzwang, dem wir uns nicht entziehen können. Ich spreche ja in meinem Titel auch von „kosmopolitischer Euphorie“. Was ich damit meine kommt in einer Formulierung von Ulrich Beck zum Ausdruck, der sich ja in letzter Zeit mit großer Intensität des Themas Kosmopolitismus angenommen hat. Er schreibt: Es sei ein „vitales Thema der europäischen Zivilisation, des europäischen Bewusstseins und, weit darüber hinaus, der Welterfahrung, weil im kosmopolitischen Blick, methodologisch verfasst, die Kraft schlummert und geweckt werden könnte, den selbstzentrierten Narzissmus des nationalen Blicks und das taube Unverständnis, in dem er das Denken und Handeln gefangen hält, aufzubrechen und die Menschen aufzuklären über die wirkliche, innere Kosmopolitisierung ihrer Lebenswelten und Institutionen.

Was befähigt und ermächtigt den Begriff des Kosmopolitismus dazu? Paradoxe Weise zwei sich widersprechende Tendenzen: daß er eine uralte, unerschlossene, unerschöpfte Tradition und Schatzkammer ist – und daß er durch die Hölle auf Erden gegangen ist“ (Beck 2004, S. 9). Diese „Hölle auf Erden“ bezieht sich auf die Geschichte des Holocaust und der stalinistischen Verbrechen. Für die Nationalsozialisten war der Begriff „Kosmopolit“ identisch mit einem ungebundenen, heimatlosen und unzuverlässigen Subjekt, das als gefährlich eingestuft und damit der Vernichtung preisgegeben war. Meist war dieser Begriff auch identisch mit „dem Juden“, dem eine unzweideutige Verortung und Zugehörigkeit prinzipiell bestritten wurde. Und was war schlimmer als die mangelnde ethnisch-nationale Eindeutigkeit?

Wenn heute das Kosmopolitische positiv konnotiert wird, dann scheint sich hier eine grundlegende Umorientierung abzuzeichnen, die offensichtlich in einer sich globalisierenden Welt, in einem „gemeinsamen Europa“, erforderlich ist. Es bleibt aber immer noch die Frage offen und wir stellen und beantworten sie mit Ulrich Beck: „Was also meint ‚kosmopolitischer Blick‘? Weltsinn, Grenzenlosigkeitssinn. Ein alltäglicher, ein historisch wacher, ein reflexiver Blick, ein dialogischer Blick für Ambivalenzen im Milieu schwimmender Unterscheidungen und kultureller Widersprüche. Er zeigt nicht nur die ‚Zerrissenheit‘, sondern auch die Möglichkeiten auf, das eigene Leben und Zusammenleben in kultureller Melange zu gestalten. Er ist zugleich ein skeptischer, illusionsloser, selbstkritischer Blick“ (ebd., S. 10). Die Begriffe „Weltsinn“ und „Grenzenlosigkeitssinn“ stammen aus den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ von Thomas Mann, in dem er seine Vorstellungen von „Weltbürgertum“ entwickelt. Bleiben wir noch kurz im Revier der Literatur. In seinem klassischen Münchenroman *Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz* (1930, 1993) stellt Lion Feuchtwanger in eindrucksvoller Form die Konfliktkulissen der Weimarer Republik auf. Auf der einen Seite die ein- und ausgrenzenden Formen nationalistischer Politik: „Man bekriegte sich beispielsweise aus nationalen Gründen, das heißt deshalb, weil man an verschie-

denen Punkten der Erdoberfläche geboren war. Man schaltete den Gruppenaffekt ein, erklärte es für eine Tugend, Menschen, die außerhalb der eigenen von Behörden festgesetzten regionalen Grenzen geboren waren, für minderwertig zu halten und in gewissen, von der Regierung bestimmten Zeiten, auf sie zu schießen. Solche den Kindern von früh gelehrt und ähnliche Tugenden fasste man zusammen unter dem Begriff *Patriotismus*“ (Ebd., S. 203). Auf der anderen Seite der Weltbürger, der als Nomade nicht mehr in den Koordinaten territorialer Einwurzelung zu begreifen ist: „Überall ist heute der Nomade der wichtigere, lebensfähigere Typ geworden, der den schwerfälligen Bauern verdrängt ... Was früher den Juden von ihren Gegnern als ihre verächtliche Eigenschaft vorgeworfen wurde ..., das erweist sich plötzlich als ungeheurer Vorzug. Dass sie seit Jahrhunderten umgetrieben wurden, daß sie sich immerzu neuen Menschen, neuen Verhältnissen anpassen mussten, macht sie in einer rasch veränderlichen Zeit schnellsten Verkehrs denen überlegen, die sich nur auf ihrer Scholle bewegen können“ (Feuchtwanger 1984, S. 465).

Kosmopolitisches Weltbürgertum ist meist als utopische Figur entworfen worden und – gerade in der deutschen Geistesgeschichte – als kompensatorisches Gegenbild auf dem Hintergrund einer nationalstaatlich verspäteten Strukturbildung. In dieser phantasmatischen Konstruktion schwingen meist euphorische Töne mit. Feuchtwanger bleibt in seinen Formulierungen auf dem Boden pragmatischer Lebensbewältigung und in einem zweiten Anlauf landet dort auch Ulrich Beck. Noch einmal fragt er: „Was also meint kosmopolitischer Blick?“ Und antwortet: „Nicht die Morgenröte der allgemeinen Völkerverbrüderung, nicht das Heraufdämmern der Weltrepublik, nicht einen freischwebenden Weltblick, keine verordnete Fremdenliebe. Kosmopolitismus ist auch kein Supplement, das Nationalismus und Provinzialismus ersetzen soll, und zwar schon deswegen nicht, weil die Idee der Menschenrechte und der Demokratie einen nationalen Boden benötigen. Kosmopolitischer Blick meint: In einer Welt globaler Krisen und zivilisatorisch erzeugter Gefahren verlieren die alten Unterscheidungen von innen und außen, national und international, Wir und die Anderen ihre Verbindlichkeit, und es bedarf eines neuen, kosmopolitischen Realismus, um zu überleben“ (2004, S. 24 f.).

Zu klären bleibt noch: Was ist Identitätspolitik? Identität ist die Antwort auf die Frage wer bin ich und wenn es um die kollektive Identität geht, wird das „wir“ thematisiert: Wer sind wir? Identität ist nie einfach gegeben, sei es durch die Natur oder durch eine unveränderliche Schöpfungsordnung, auch wenn sich viele Identität genau darauf beziehen und sich dadurch zu stabilisieren versuchen, sondern Identität wird konstruiert. Die Vorstellungen vom Ich und die Vorstellungen vom Wir sind aktive Herstellungsprozesse und haben die Aufgabe, Sinn herzustellen, der wiederum

die Basis für die individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit bildet. Identitätskonstruktionen begründen eine sinnhafte Ordnung dadurch, dass sie Grenzen ziehen für das, was mich oder uns betrifft und sie tun das durch Abgrenzung zum Anderen, durch Differenzsetzungen. Sie schaffen „claims“, die wir für uns beanspruchen, sie definieren Rechte, die daraus folgen, sie produzieren Motivationen für die Verteidigung oder Ausweitung von claims. Sie schaffen mit anderen Worten Zugehörigkeiten und sichern darüber Verortung und Beheimatung. „Die Konstruktion von Identitäten bezieht ihre Baumaterialien aus Geschichte, Geografie, Biologie, von produktiven und reproduktiven Institutionen, aus dem kollektiven Gedächtnis und aus persönlichen Phantasien, von Machtapparaten und aus religiösen Offenbarungen“ (Castells 2002, S. 9). Identitätspolitik sind nun alle symbolischen und realen Handlungen, über die anderen und einem selbst angezeigt werden soll, wo das Eigene vom Fremden abgegrenzt werden muß, wo Bedrohungen dieser Grenzziehungen gesehen werden und abgewehrt werden müssen. Identitätspolitik findet jeden Tag und überall statt, in der Mikropolitik persönlicher Begegnungen, in der Kommunikation zwischen Gruppen und Organisationen, in den Beziehungen zwischen Staaten. Sie wird uns meist aber nur dann bewusst, wenn eingeschliffene Identitätskonstruktionen bedroht sind und neu verhandelt werden müssen. Globalisierungsprozesse erzeugen unter diesem Aspekt ein einziges Dominoszenarium: Die eingefahrenen und eingegrenzten Identitätssphären werden in allen denkbaren Lebensbereichen dekonstruiert, verlieren ihre Paßform. Die eingespielten Identitätsmuster und die durch sie gesicherten Normalitätsvorstellungen brechen zusammen und ein Identitätsdominostein reißt den anderen mit. Diese aktuellen Erfahrungen mit der Demontage unserer stabilen Identitätsgehäuse könnte man mit der klassischen Formulierung aus dem Kommunistischen Manifest kaum besser ausdrücken. Die Rede ist da von der „ununterbrochene(n) Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht...“ (Marx und Engels 1966, S. 29). Die wichtigste Beunruhigung der Veränderungsprozesse, die wir im Blick haben, rührt aus der Tatsache, dass sie auch die „Festung Alltag“ schleifen. Anthony Giddens (2001), einer der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnostiker hat in seinem neuesten Buch „Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert“ geschrieben: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben – Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegt überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Verände-

rungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen“ (S. 69). Offensichtlich ist es nicht möglich, Reservate gegen die Globalisierungsfolgen zu errichten und sie mit einer Schutzmauer zu umgeben und trotzdem wird es immer wieder versucht.

Die Globalisierung läßt sich als Prozess der Entgrenzung bezeichnen, der – in den variationsreichen Formulierungen von Ulrich Beck – zu einer Dekonstruktion des „Gesellschaftsbild(es) der gefrorenen, getrennten Welten und Identitäten“ (S. 15), der „territoriale(n) Entweder-Oder-Theorie der Identität“ (S. 13), der „territorialen Gefängnistheorie von Identität, Gesellschaft und Politik“ (S. 16) oder dem „*Gefängnis-Irrtum* der Identität“ (S. 15). Aber diese dramatisch verabschiedeten Identitätskonstruktionen haben für die meisten Menschen ihr bisheriges Leben geprägt und Normalitäten garantiert. Noch immer wird auf breiter Grundlage versucht, an den abbruchreifen Identitätsgehäusen festzuhalten, sie zu verteidigen und möglichst auch Schuldige für die Erschütterungen und Bedrohungen auszumachen. Aber die Veränderungen sind so allgegenwärtig, komplex und diffus zugleich, dass sie kaum in einfache Ursache-Wirkungs- oder Täter-Opfer-Figurationen gebracht werden können. Gleichwohl sehen wir, dass in den privaten Welten, an den Stammtischen und auch in den Deutungsangeboten der Medien und der politischen Klasse „Erklärungen“ angeboten werden, die nach diesem Muster funktionieren.

Rüdiger Safranski (2003) stellt mit dem Titel seines letzten Buch die Frage „Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch?“ und dieser Frage wird man sich notwendigerweise stellen müssen, wenn man das aktuelle Spektrum identitätspolitischer Muster in den Blick nimmt. Allerdings stelle ich sie nicht philosophisch-anthropologisch, weil mir auf dieser Ebene die Antworten unzureichend essentialistisch ausfallen. Ich versuche eine sozialpsychologische Antwort und die formuliert die Frage anders: Wie gut sind Menschen auf eine global-gesellschaftliche Entwicklung vorbereitet, die die Selbstverständlichkeiten und Normalitäten ihres Alltags grundlegend in Frage stellt und welche Ressourcen bräuchten sie, um diese Veränderungen produktiv gestaltend und als Chance für neue Lebensentwürfe zu nutzen?

Ich sehe drei sozialpsychologisch unterscheidbare identitätspolitische Antwortmuster auf

1. Die (irrationale) Furcht vor der Freiheit, die sich in regressiven Strategien Schutzmauern gegen Veränderungen errichtet.

2. Die (legitime) Sorge um das Eigene, die den Anspruch auf den eigenen Weg oder die eigene Heimat gegen eine globalisierende Vereinheitlichung aufrechterhält.
3. Die Chance kosmopolitisch-hybrider Selbstentwürfe, die genutzt wird, um sich produktiv gestaltend an einer zivilgesellschaftlichen Perspektive der Globalisierung zu beteiligen.

1. DIE (IRRATIONALE) FURCHT VOR DER FREIHEIT

Das erste Identitätsmuster kommt aus einem Angstmilieu und weist regressive Züge auf. In seinem Buch *Unbehagen in der Postmoderne* versucht Zygmunt Bauman (1999) vier Dimensionen der „gegenwärtigen Ungewissheit“ zu umreißen, die eine „Atmosphäre uns umgebender Furcht“ konstituieren:

„1. Die neue Weltunordnung. Auf ein halbes Jahrhundert eindeutiger Trennlinien, klar umrissener Interessenlagen und keinerlei Zweifeln unterliegender politischer Ziele und Strategien folgte eine Welt ohne jede erkennbare Struktur und ohne jede . auch noch so finstere - Logik. Die Politik der Machtblöcke, die bis vor kurzem noch die Welt dominierte, verbreitete Angst infolge ihrer schreckenerregenden Möglichkeiten; was immer nun an ihre Stelle getreten ist, macht Angst durch seinen Mangel an Konsistenz und Zielgerichtetheit - und das heißt, durch die Grenzenlosigkeit der nur erahnten Möglichkeiten“ (S. 44).

„2. Die universelle Deregulierung - die fraglose und uneingeschränkte Priorität, die der Irrationalität eingeräumt wird, die grenzenlose Freiheit, die Kapital und Finanzen auf Kosten aller anderer Freiheiten genießen, das Zerreißen der gesellschaftlich geknüpften und intandgehaltenen Sicherheitsnetze und das Leugnen aller Argumente mit Ausnahme von wirtschaftlichen - versetzte dem erbarmungslosen Polarisierungsprozess einen neuen Schub“ (S. 45). „Kein Arbeitsplatz ist garantiert, keine Position narrensicher, keine Kompetenz von dauerhaftem Nutzen; Erfahrungen Know-how wandeln sich zu Nachteilen, kaum dass sie Aktiva wurden, verlockende Karrieren erweisen sich allzu oft als Harakiri-Unternehmen“ (S. 46).

„3. Die anderen Sicherheitsnetze, selbstgeknüpft und instand gehalten, jene Rückzugslinien, die einst der nachbarschaftliche oder der Familienverband boten und hinter die man sich mit seinen Wunden aus den Scharmützeln auf dem freien Markt zurückziehen konnte, sind, wenn nicht ganz zerfallen, so doch zumindest erheblich geschwächt“ (S. 46f.).

4. „... die essentielle Unsicherheit und formbare Weichheit der Welt: In dieser Welt ist alles möglich und alles machbar, doch nichts ein für allemal - und was auch passiert, es geschieht unangekündigt und verschwindet genauso sang- und klanglos wieder. In dieser Welt werden Bindungen zu einer Folge von Bewegungen verfälscht, Identitäten zu aufeinander folgenden Masken, Lebensgeschichten zu Episodenreihen, deren einzige bleibende Bedeutung in der gleichermaßen kurzlebigen Erinnerung an sie liegt. Nichts lässt sich mit Sicherheit wissen, und alles, was man weiß, lässt sich auch anders wissen. (...) Und so gibt es wenig auf der Welt, was man als solide und zuverlässig betrachten könnte, nichts, was an festen Kettfäden erinnern würde, in die man das Tuch des eigenen Lebensweges hineinweben könnte.

Wie alles andere zersplittert auch das Selbstbild des Menschen in eine Ansammlung von Schnappschüssen, deren jeder seine eigene Bedeutung beschwören, enthalten und ausdrücken muss, meist ohne Beziehung zu anderen Momentaufnahmen. Statt seine Identität schrittweise und geduldig aufzubauen, wie man ein Haus errichtet - durch allmähliches An- und Aus- bauen von Böden, Decken, Zimmern und Durchgängen - , experimentiert man mit einer Reihe von 'Neuanfängen', mit kurzfristig montierten, leicht wieder zu demontierenden Erscheinungsformen, die einfach übereinandergemalt werden: einer *Palimpsest-Identität*' (S. 48).

Ist das „Schwindel der Freiheit“, der uns erfasst hat? Muss nicht Angst entstehen, wenn wir kein stabiles Identitätsgehäuse mehr haben? Der Verlust von verlässlichen Fundamenten, die ein Gefühl der Beheimatung in sich selber ermöglichen, muss Verunsicherungen und Gefühle des Unbehagens auslösen. Aber nicht jede Verunsicherung treibt notwendig in die Regression, in die (illusionäre) Hoffnung, dass man sich in den geschlossenen Gehäusen von Fremdenfeindlichkeit, Fundamentalismus oder Nationalismus Sicherheit, Eindeutigkeit und Heimat holen könne. Wie aber könnten produktive Formen der Angstbewältigung aussehen, in der - im Sinne von Kierkegaards Formulierung - die „Angst als Möglichkeit der Freiheit“ genutzt werden kann? Wir wissen relativ viel über das Scheitern. Am meisten darüber gelernt habe ich in Erich Fromms Buch „Escape for freedom“ (deutsch: „Furcht vor der Freiheit“), in dem er 1941 auf die gesellschaftlichen Ursachen von Angst und Ohnmachtsgefühlen eingeht, die den Nationalsozialismus möglich gemacht haben. Seine These ist bis heute überzeugend: In deutschen Familien sind in hohem Maße autoritäre Charakterstrukturen gefördert worden, kritische Ich-Fähigkeiten hingegen kaum. Die tiefen Verunsicherungen der Deutschen in den 20er Jahren, die mit der Weltwirtschaftskrise und auf dem Hintergrund der verlorenen ersten Weltkriegs eine besondere Dramatik erhielten, wurden nicht als Chance für einen gesellschaftlichen Neuanfang, sondern wurden mit „Fluchtmechanismen“ beantwortet. Erich Fromm sieht

in seiner psychoanalytisch inspirierten Anthropologie in der existentiellen Grundausstattung des Menschen das Potential zur Freiheit, der produktiven, lebensbejahenden Veränderungen, aber er bleibt nicht bei einer philosophischen Position stehen, sondern fragt nach psychologischen und gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit der Freiheit. Im Unterschied zu konservativen Denkern wie Arnold Gehlen, der in der Angst des Menschen den Hinweis auf seine „Mangelhaftigkeit“ sieht, die durch autoritäre gesellschaftliche Arrangements aufgefangen werden müssen, sehen Erich Fromm oder auch Alexander Mitscherlich in der mangelhaften Instinktausstattung des Menschen die Basis für Emanzipation und Selbstverantwortung.

Identitätspolitik kann Identität auch wie eine "Waffe" oder - eher defensiv - als "Panzer" verstehen, die eingesetzt werden in einem als Dschungel erlebten gesellschaftlichen Überlebenskampf. Es gibt eine Identitätspolitik von rechts. Da gerät dann Identität in die Nachbarschaft zu Konzepten, die aus der Waffenkammer der Vergangenheit kommen. Zygmunt Bauman (1992) hat kürzlich einen Aufsatz so überschrieben: "Boden, Blut und Identität". In diesem Aufsatz zeigt Bauman auf, wie verzweifelt die Suche der "postmodernen Nomaden" oder "Landstreicher" sein kann, denen jedes gesicherte Gefüge, jeder verlässliche Ort und eine ungefährdete Gemeinschaftseinbindung abhanden gekommen sind. Sie sind dauernd damit beschäftigt, ihre Identitäten zu konstruieren, aber es sind immer nur "Augenblicks-Identitäten", "Identitäten für heute" oder "Identitäten bis auf weiteres" (1992, S. 694). Unter dem Titel "Wir sind wie Landstreicher" hat Zygmunt Bauman kürzlich (SZ vom 16./17.11.1993) die "ontologische Bodenlosigkeit der Postmoderne so beschrieben:

"Die Postmoderne ist der Punkt, wo das moderne Freisetzen aller gebundenen Identität zum Abschluss kommt. Es ist jetzt nicht nur leicht, Identität zu wählen, aber nicht mehr möglich, sie festzuhalten. Im Augenblick des höchsten Triumphs muss Befreiung erleben, dass sie den Gegenstand der Befreiung vernichtet hat. Je freier die Entscheidung ist, desto weniger wird sie als Entscheidung empfunden. Jederzeit widerrufbar, mangelt es ihr an Gewicht und Festigkeit - sie bindet niemanden, auch nicht den Entscheider selbst; sie hinterlässt keine bleibende Spur, da sie weder Rechte verleiht noch Verantwortung fordert und ihre Folgen, als unangenehm empfunden und unbefriedigend geworden, nach Belieben kündbar sind. Freiheit gerät zu Beliebigkeit; das berühmte Zu-allem-Befähigen, für das sie hochgelobt wird, hat den postmodernen Identitätssuchern alle Gewalt eines Sisyphos verliehen. Die Postmoderne ist jener Zustand der Beliebigkeit, von dem sich nun zeigt, dass er unheilbar ist. Nichts ist unmöglich, geschweige denn unvorstellbar. Alles, was ist, ist bis auf weiteres. Nichts, was war, ist für die Gegenwart verbindlich, während die Gegenwart nur wenig über die Zukunft vermag.

Heutzutage scheint alles sich gegen ferne Ziele, lebenslange Entwürfe, dauerhafte Bindungen, ewige Bündnisse, unwandelbare Identitäten zu verschwören. Ich kann nicht langfristig auf meinen Arbeitsplatz, meinen Beruf, ja nicht einmal auf meine eigenen Fähigkeiten bauen. (...).

Bauman sieht die "ontologische Bodenlosigkeit" der postmodernen Lebensverhältnisse als letztlich nicht heilbar, aber er sieht zugleich ungestillte Bedürfnisse nach unverrückbaren Fundamenten. "Territoriale Grenzen", "Heimat", die der Nationalstaat lieferte und noch mehr die vermeintlich biologisch gesicherten rassischen Blutskordinaten scheinen diese Fundamente so zu konstruieren, dass sie als quasi natürliche Fundamente erscheinen, die einem keiner streitig machen kann.

In dem Intelligenzlerblatt der neuen Rechten, der "Jungen Freiheit", habe ich ein Beispiel für die Identitätsangebote von diesem Typus gefunden:

"Andere beklagen, dass es 'keine weltoffene Heimat' gebe. (...) So streng ist es ja wohl auch nicht, und Grenzen gehören nun mal zum menschlichen Leben. Begrenztheit wiederum hat nicht nur einen geographischen Charakter. (...). Heimat, das scheint gewisse Kreise doch zu schmerzen, ist nun mal immer Heimat 'für uns', ist ein 'bei sich selbst zu Hause sein' dürfen. Und Heimat hat auch etwas mit Identität zu tun. Was in der Logik mit dem Zeichensatz 'a = a' abstrakt als Identität symbolisiert wird, das tritt in der politischen Wirklichkeit in dem vielfach angegriffenen Satz vom 'Mia san mia' (Wir sind wir) zutage. Tja, und warum sollen wir nicht wir sein?" (Jürgen Hatzenbichler 1994).

Was wissen wir empirisch über Fluchtmechanismen heute? Die Arbeitsgruppe um Wilhelm Heitmeyer (2003) untersucht seit 2002 in jährlichem Abstand unter dem Titel „Deutsche Zustände“ die mentalen Reaktionen auf die aktuelle soziokulturelle-politische Situation. Befragt wird eine repräsentativ ausgewählte Gruppe von 3000 deutschen BürgerInnen. Sie beobachten eine stärker werdende Syndromatik, die als „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ bezeichnen. Es meint die latente bis offene Bereitschaft, Gruppen von Menschen auszugrenzen, sie außerhalb der selbstgezogenen Wir-Grenzen zu stellen. Einbezogen sind in dieses Muster rassistische, fremdenfeindliche, antisemitische, heterophobische, islamphobische und sexistische Einstellungen und der Betonung von Vorrechten der Etablierten, also derjenigen, die schon immer hier leben. Diese Einstellungsmuster tauchen meist im Zusammenhang auf und – je nach aktueller Problematik – ist mal das eine mal das andere an der Spitze. Wie sehen die Daten für 2003 aus?

Rassismus: 18% stimmen der Auffassung zu, dass „die Weißen“ zu Recht in der Welt führend sind.

Fremdenfeindlichkeit: 59% finden, dass es in Deutschland zu viele Ausländer gibt.

Antisemitismus: 23% sind der Überzeugung, dass Juden „zu viel Einfluss“ in Deutschland hätten; fast 18% sehen eine Mitschuld der Juden an ihrer Verfolgung; und 55% sind der Auffassung, dass sie aus der Vergangenheit Vorteile ziehen.

Heterophobie, also die Ablehnung oder Abwertung von „Abweichenden“: 46% empfinden Obdachlose als „unangenehm“, 37% sind für ihre Entfernung

aus den Fußgängerzonen; 36 % empfinden Ekel, wenn sie sehen, wie sich Homosexuelle küssen.

Islamphobie: 65% meinen, dass der Islam nicht zur westlichen Kultur passt und so hoch ist auch der Anteil derer, die ein generelles Misstrauen gegenüber Muslimen haben; 50% möchten nicht in eine Gegend ziehen, in der viele Muslime leben; mehr als 30% sagten, dass sie sich aufgrund der in Deutschland lebenden Muslime als Fremde im eigenen Land empfinden; 25% plädieren für ein Zuwanderungsverbot für Muslime.

Etabliertenvorrechte: 35% sind der Auffassung, dass diejenigen, die schon immer in Deutschland leben, mehr Rechte haben sollten, als diejenigen, die zugezogen sind.

Sexismus: 31% vertreten die Auffassung, dass Frauen sich wieder auf die Rolle der Ehefrau und Mutter besinnen sollten.

Verglichen mit dem Vorjahr sind vor allem im Bereich Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Heterophobie die Werte leicht angestiegen. Diese mentalen Abwehrmuster sind gepaart mit der Einschätzung, dass sich die eigene Lebenssituation verschlechtert hat: 38% sehen das in ihrer finanziellen Lage (gegenüber 24% im Vorjahr), das Gefühl abnehmender sozialer Sicherheit haben 42% (10 % mehr als ein Jahr zuvor) und die Angst vor Arbeitslosigkeit stieg auf 35% (Anstieg von 8% gegenüber 2002). Gleichzeitig wächst das Gefühl, keinen Einfluss nehmen zu können. Wilhelm Heitmeyer sieht die Gefahr, dass „scheinbar harmlose distanzierende Einstellungen sich in unsicheren Zeiten in feindselige Normalität verwandeln“ können, ja zu einem „Normalitätspanzer“ werden.

Die Identitätspolitik des beschriebenen Typs ist defensiv ausgerichtet und orientiert sich an einer Vorstellung kollektiver Identität, die den Container des Nationalstaates nicht verlassen kann und mit seinen Ein- und Ausschließungspraxen die aufplatzenden Schweißnähte dieser Containeridentität zu flicken versucht. Einen Entwurf in die Zukunft gibt es nicht, denn diese kann man sich nur als Restauration des verlorengehenden status quo vorstellen.

2. DIE (LEGITIME) SORGE UM DAS EIGENE

Es wäre fatal, jede Skepsis gegenüber Globalisierungsfolgen als defensiv oder gar regressiv einzuordnen. Die Sorge meiner oberfränkischen Landsleute vor dem erweiterten Europa ist berechtigt und erfahrungsgesättigt. Hier ist es notwendig, die kosmopolitische Perspektive des Denkens in Kategorie „einer Welt“ von der ökonomischen Dynamik der Globalisierung klar zu differenzieren. Es macht einen Unter-

schied, ob wir über fremdenfeindliche Ausschließungspraxen oder eine rassistisch geprägte Dominanz- oder Hegemonialkultur sprechen oder über die fatalen Folgen des grenzüberschreitenden Netzwerkkapitalismus, der auf Sozialstandards, regionale Besonderheiten und kulturelle Eigenständigkeiten keinerlei Rücksicht nimmt und allein die maximale Profitrate als Leitprinzip hat. Aus der Sorge um das Eigene, die den Anspruch auf den eigenen Weg oder die eigene Heimat gegen eine globalisierende Vereinheitlichung aufrechterhält, entstehen wichtige „Widerstandsidentitäten“ (im Sinne von Castells), die nicht gefeit sind vor einer regressiven und ressentimentgeladenen Transformation, aber im Kern bilden sie erst einmal eine Verteidigungslinie, die aus einer Wertschätzung für eigene kulturelle Entwicklungen, für regionale Besonderheiten und für soziale Standards errichtet wird. Die zunehmende Globalisierung hat der Eigensinnigkeit des Regionalen, Kommunalen und Lokalen eine neue Bedeutung verliehen, aber es geht dabei weniger um die räumlich-geographische Ortsidentität, sondern um die Einbindung in ein Netzwerk, in dem das Gefühl der Zugehörigkeit, das der Anerkennung und letztlich die eigene Verortung entstehen kann. Dieses „Wir“ darf sich und muss sich nicht selten gegen die hegemonialen Ansprüche der „global players“ und der universellen Kulturindustrie zur Wehr setzen und das kann ohne eine Wagenburgmentalität und die Konstruktion einer feindlichen Außenwelt geschehen. Entscheidend ist die Erfahrung der kollektiven Handlungsfähigkeit und der Schaffung eigener Projekte, in denen die Selbstwirksamkeit der eigenen Handlungen erlebbar wird.

Auch in einer kosmopolitisch gedachten und gestalteten Welt bleibt das Problem der kollektiven Zugehörigkeit und Verortung, die Suche nach Ligaturen, die so etwas wie eine Beheimatung ermöglichen. Beheimatung ist also eine individuelle und auch soziokulturelle Aufgabe, für deren Bewältigung Menschen vielfältige Ressourcen brauchen. Es wird uns immer mehr bewusst, dass Gefühle der Zugehörigkeit und des Vertrauens in eine sichere Welt, die wir mit dem Heimatgefühl verknüpfen, keine gesicherten „Besitzstände“ sein können. Aber es kann aus einem individuellen und gemeinschaftlichen Herstellungsprozess immer wieder entstehen. Das ist der unabschließbare Prozess der Beheimatung.

3. DIE CHANCE KOSMOPOLITISCH-HYBRIDER SELBSTENTWÜRFE

Manuel Castells hat noch einen weiteren Typus von Identitätspolitik beschrieben und als „Projektidentität“ bezeichnet. Sie ist – in den Worten von Castells – gegeben, „wenn sozial Handelnde auf der Grundlage irgendwelcher ihnen verfügbarer kultureller Materialien eine neue Identität aufbauen, die ihre Lage in der Gesellschaft neu

bestimmt und damit eine Transformation der gesamten Gesellschaftsstruktur zu erreichen suchen“ (2002, S. 10).

Die StudentInnen aus Osteuropa, von denen ich anfangs erzählt habe, hatten sich neben der Reflexionsarbeit, die im Zusammenhang mit der Frage nach Identitäten in einer sich verändernden Welt zu leisten war, auch eine Projektwerkstatt vorgenommen, die zukunftsfähige Lebensformen in Gesellschaften des Übergangs initiieren und unterstützen sollten. Eindrucksvoll war die Fülle von Ideen, die sich entweder auf Probleme wie Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Gewalt bezogen oder auf die kreative Gestaltung von Bildungs- und Erziehungsprozessen. Auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen und Männer war ein wichtiges Thema. In dieser Werkstatt ist Kosmopolitismus praktiziert worden, in dem Lösungsideen quer zu nationalen Sonderbezirken entwickelt und unterstützt wurden, aber die Eigenständigkeit kultureller Erfahrungen ist dabei nicht ausgestrichen worden. Auf dem Hintergrund ihrer je unterschiedlichen Heimaten, Sprachen, Geschichten und Erfahrungen, die nie ausgeblendet wurden und so etwas wie eine sichere Bindung ausstrahlten, ist experimentell gearbeitet worden, sind eigenwillige neue Kombinatoriken ersonnen worden, die nicht mehr die Reinheit einer nationalistisch geprägten Identitätspolitik aufwiesen, sondern gerade durch ihre Hybridität, durch ihren Patchworkcharakter an Lösungskreativität gewonnen haben. Wie groß sind die Lernchancen von Kindern bei einer bikulturellen Elternschaft? Lernen sie nicht in selbstverständlicher Weise die Pluralität von Lebensformen zu akzeptieren und gegenüber „Reinheitsimperativen“ reflexiv auf Abstand zu gehen?

Kann man mit solchen eher ausgelesen-untypischen Gruppen und Beispielen etwas sichtbar machen, was Anspruch auf Allgemeingültigkeit haben kann? Egal, ob sie aus Polen, Tschechien, Ungarn, Estland oder Russland kommen, sie sind sich – bei allen Unterschieden im Einzelnen einig, dass wir in einer globalen Gesellschaft leben, die gekennzeichnet ist durch

- ❖ tiefgreifende kultureller, politischer und ökonomischer Umbrüche, die durch einen global agierenden digitalen Netzwerkkapitalismus bestimmt werden;
- ❖ sich ändernde biographische Schnittmuster, die immer weniger aus bislang bestimmenden normalbiographischen Vorstellungen bezogen werden können;
- ❖ durch Wertewandel, der einerseits neue Lebenskonzepte stützt, der aber zugleich in seiner pluralisierten Form zu einem Verlust unbefragt als gültig angesehener Werte führt und mehr selbst begründete Wertentscheidungen verlangt;

- ❖ veränderte Geschlechterkonstruktionen, die gleichwohl untergründig wirksame patriarchale Normen und Familienmuster nicht überwunden haben;
- ❖ die Pluralisierung und Entstandardisierung familiärer Lebensmuster, deren Bestand immer weniger gesichert ist und von den beteiligten Personen hohe Eigenleistungen in der Beziehungsarbeit verlangt;
- ❖ die wachsende Ungleichheit im Zugang der Menschen zu materiellen, sozialen und symbolischem Kapital, die gleichzeitig auch zu einer ungleichen Verteilung von Lebenschancen führt;
- ❖ zunehmende Migration und daraus folgenden Erfahrungen mit kulturellen Differenzen und einem Patchwork der Verknüpfung dieser Differenzen zu neuen Hybriditäten, die aber von spezifischen Bevölkerungsgruppen als Bedrohung erlebt werden;
- ❖ wachsenden Einfluss der Medien, die nicht nur längst den Status einer zentralen Erziehungs- und Bildungsinstanz haben, sondern auch mit ihrem hohen Maß an Gewaltpräsentation zumindest die Gewöhnung an Gewalt wesentlich fördern;
- ❖ hegemonialen Ansprüche, die die Mittel von Krieg und Terror einsetzen, um ihre jeweiligen ideologischen Vorstellungen einer Weltordnung jenseits demokratischer Legitimation durchzusetzen.

Und einig sind sich die TeilnehmerInnen unseres Seminars auch gewesen, dass die souveräne Bewältigung einer solchen globalen Gesellschaft spezifischer Ressourcen bedarf. Was brauchen Menschen dazu?

- ❖ Sie müssen ihre eigene Lebenserzählung finden, die für sie einen kohärenten Sinnzusammenhang stiftet.
- ❖ Sie müssen in einer Welt der universellen Grenzüberschreitungen ihr eigenes „boundary management“ in bezug auf Identität, Wertehorizont und Optionsvielfalt vornehmen.
- ❖ Sie brauchen die „einbettende Kultur“ soziale Netzwerke und die soziale Kompetenz, um diese auch immer wieder mit zu erzeugen.
- ❖ Sie benötigen die erforderliche materielle Basissicherung, die eine Zugangsvoraussetzung für die Verteilung von Lebenschancen bildet.
- ❖ Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der sie ihr Lebensprojekt verwirklichen wollen.
- ❖ Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung, der die basale Voraussetzung für eine gelingende Identitätsarbeit ist.
- ❖ Sie brauchen Voraussetzungen für den alltäglichen interkulturellen Diskurs, der in einer Einwanderungsgesellschaft alle Erfahrungsbereiche durchdringt.

- ❖ Sie müssen die Chance haben, in Projekten des bürgerschaftlichen Engagements zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen zu erwerben.

Ich habe gestern einen Brief von einer aus Italien stammenden Psychologin erhalten, mit der ich vor Jahren in einem Diskussionszusammenhang war. Sie leitet die „Akademie der Nationen“ beim Caritasverband. Sie schreibt mir: Deren „Ziel ist im Wesentlichen die Gestaltung einer kosmopolitischen Bürgergesellschaft, die den ‚Anderen‘ als Chance und nicht als Problem sieht“. Das wär's doch: Eine „Akademie der Nationen“ müssten wir werden!

Literatur

- Baier, L. (1985). Gleichheitszeichen. Streitschriften über Abweichung und Identität. Berlin: Wagenbach.
- Bauman, Z. (1997). Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (1998²). Vom Pilger zum Touristen – Postmoderne Identitätsprojekte. In H. Keupp (Hrsg.), Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. Ein Lesebuch (S. 295-300) München: Piper.
- Bauman, Z. (1999). Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, U. (2004). Der kosmopolitische Blick oder Krieg ist Frieden. Frankfurt: Suhrkamp.
- Castells, M. (1997). The power of identity. Vol. II von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell. (dt. 2002).
- Feuchtwanger, L. (1932): Psalm des Weltbürgers, in ders.: Der jüdische Krieg, Berlin: Propyläen.
- Feuchtwanger, L. (1984): Der historische Prozeß der Juden, in ders.: Ein Buch nur für meine Freunde, Frankfurt/M.: Fischer.
- Feuchtwanger, L. (1993): Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz. Berlin: Fischer.
- Fromm, E. (1966). Die Furcht vor der Freiheit. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt.
- Giddens, A. (2001). Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (2003). Feindselige Normalität. In: DIE ZEIT Nr. 51 vom 11.12.2003, S. 19.
- Laube, H. (1938): Das junge Europa. Band 1: Frankfurt: Athenäum.
- Mann, T. (1990): Betrachtungen eines Unpolitischen, in: Reden und Aufsätze. Gesammelte Werke, Bd. XII, Frankfurt/M.: Fischer.
- Marx, K. & Engels, F. (1848). Manifest der Kommunistischen Partei. In: dies.: Ausgewählte Schriften. Band I, S. 17 - 57. Berlin (DDR): Dietz-Verlag 1966.
- Safranski, R. (2003). Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch? München: Hanser.
- Thielking, S. (2000): Weltbürgertum: kosmopolitische Ideen in Literatur und politischer Publizistik seit dem achtzehnten Jahrhundert, München: Fink.